war denen bisher die chinesische Frau in staatlicher und gesellschaftlicher Beziehung gefesselt gewesen war. Nun liegt Hupeh bekanntlich weit ab von der Küste. Die Tatsache also, daß sich bereits im Innern Chinas die Frauen zu einer festen Organisation zusammengeschlossen haben, beweist klar den Umfang, den die Unabhängigkeitsbewegung der Chinesinnen gegenwärtig aufweist. Ihr plötzlicher Aufschwung ist vor allem aus den großen wirtschaftlichen Umwälzungen zu erklären, denen China im Laufe der letzten Jahre unterworfen war. Die Industrialisierung weiter Gebiete nach europäischem Muster erschloß der Chinesin reichliche Erwerbsmöglichkeiten und sehr bald die Freiheit aus drückend empfundenen Familienbanden. So erscheint es ganz natürlich, daß sich die moderne Chinesin mit Leib und Seele in die revolutionären Kämpfe des Landes stürzte, an deren siegreichen Fortgang sie selbst mehr oder weniger stark interessiert war. Ein ausgesprochen männerfeindliches Gepräge hat die chinesische Frauenbewegung nicht. Kenner der dortigen Verhältnisse betonen allerdings, daß in den Industriebezirken des Südens die Frauen begannen, die männlichen Arbeiter und Angestellten aus den einzelnen Betrieben hinauszudrängen. Als Gründe werden hierfür die bescheidenen Lohnforderungen der Frauen genannt sowie der Umstand, daß sie weniger als ihre männlichen Arbeitsgenossen dem Spiel- und Opiumlaster frönen. Jedenfalls deuten alle Anzeichen darauf hin, daß sich die Emanzipation der Chinesin in einem viel schnelleren Tempo vollzieht, als man es noch vor einigen Jahren für möglich gehalten hätte.

K. Vollert.

Männer im Wochenbett

Zwei mal zwei ist vier, daran ist nichts zu ändern, das wußte der alte Adam Riese schon; und daß sich die Frauen ins Wochenbett legen, wenn der Storch kommt, dürfte wohl kaum zweifelhaft erscheinen. Jedenfalls ist es seit altersher schon so Sitte und Brauch gewesen. Selbst die selige Eva bereitete sich ein warmes Nest, als der kleine Abel zum ersten Mal seine Stimme ertönen ließ.

Was haben also Männer mit dem Wochenbett zu tun? Bitte, lachen Sie nicht, ich will nicht kalauern, wenn ich Ihnen sage, daß es in Wirklichkeit Wöchner gibt, obwohl ich auch gezeigt war, an einen derartigen Scherz nicht zu glauben, als man mir kürzlich von dieser seltsamen Sitte erzählte.

Mein Freund, ein Matrose, fragte mich geheimnisvoll eines Besuches, ob ich schon einmal etwas von „Couvade" gehört hätte. Selbstverständlich mußte ich verneinen. „Du", rief er begeistert aus „da muß ich dir etwas erzählen, das ist etwas für dich, darüber mußt du unbedingt etwas „unterm Strich" schreiben." Ich tue es jetzt und hätte es vielleicht nie getan, wenn ich mich nicht von der Wahrheit seiner Worte überzeugt hätte.

Also was hatte mir mein Freund von den Couvaden zu berichten? Ich will ihn selbst erzählen lassen:

„Weißt du," sagte er, „ich komme jetzt direkt von malaiischen Archipel, wo es gar seltsame Tiere und Menschenkinder gibt. Dort herrscht die Sitte der Couvade, d. h. des Männerkindbettes. Wenn eine Frau ein Kind geboren hat, so legt sich statt der Mutter der Ehemann ins Bochenbett, wobei er die strengste Diät innehalten hat und verpflichtet ist, die Glückwünsche von seinen Freunden und Verwandten entgegenzunehmen, gerade so als ob seine Ehehälfte bei der Geburt des jungen Erdenbürgers überhaupt nicht beteiligt gewesen sei."

Unwillkürlich mußte ich lachen und glaubte einen Worten nicht im geringsten. Da wurde er böse und empfahl mir, mich auf irgendeine Reise von der Wahrheit seiner Rede zu überzeugen. Das habe ich auch getan. Tagelang sonderte ich durch Bibliotheken und Archive, blätterte alte Nachschlagewerke durch und entdeckte zu meinem größten Erstaunen, daß mich mein Freund nicht belogen hatte. Ich stellte fest, daß schon die klassischen Schriftsteller des Altertums von diesem seltsamen Brauch des Männerkindbettes berichteten, der besonders in der Nordküste des Mittelländischen Meeres bei der iberischen Rasse verbreitet gewesen ist. So schreibt der klassische Geschichtsschreiber Strabo, daß bei jenen Völkern die Frauen wenn sie ein Kind geboren haben und einigermaßen wieder zu Kräften gekommen seien, ihren Ehemännern den Platz im Wochenbett einräumten, wobei sie selbst wieder an ihre gewohnten häuslichen Arbeiten gingen, den Pseudowöchner noch obendrein hegend und pflegend. Aehnliches weiß Diodor von den amaligen Korsikanern zu berichten. Am bemerkenswertesten ist jedoch ein Schriftstück über die Couvade von dem berühmten Venezianer Marco Polo, der schon zurzeit des europäischen Mittelalters, im 13. Jahrhundert, den Osten und Süden von Asien mit eigenen Augen gesehen hat. Er erzählt von einem chinesischen Volksstamm, bei dem die Männer verpflichtet waren, ein singiertes Wochenbett von 40 Tagen durchzumachen, während die Frauen die Neugeborenen an ihrer Seite stillen mußten, im übrigen aber der alltäglichen Arbeit nachgingen. Diese Sitte soll noch heute bei den Miau Tse bestehen, einem halbwilden tibetanisch-mongolischen Volksstamm. Vielfach wird das Männerkindbett auch noch auf der Insel Java ausgeübt. Auch in Afrika besteht die Couvade noch heute bei den Kongonegern. Bei den Pampas-Indianern waren die Männer in ihrem unnatürlichen Wochenbett zum Fasten oder wenigstens strenger Diät verpflichtet, ja selbst zu tagelangem Schweigen.

So ist die Couvade fast über den ganzen Erdball verbreitet gewesen und ist zum Teil noch heute anzutreffen. Warum übte man aber das Männerkindbett? Viele anerkannte Ethnologen haben für den seltsamen Brauch verschiedene Deutungen gegeben, von denen die des Völkerkundlers Ploß wohl die meiste Beachtung verdient. Er sagt: „Ohne Zweifel gehört das Männerkindbett als abergläubiger Volksbrauch in dieselbe Klasse von charakteristischen Zügen des Volkslebens, wie die bei uns vielleicht seit Jahrtausenden traditionell herrschende, geheimnisvolle Zauberkraft, welche für das Wohl und Wehe des Kindes Eltern, Paten und alle Angehörigen verantwortlich macht."

W. S.

Stimme aus dem Aether

Von Walter Jensen.

„Ei verflucht! Meine Hausschlüssel vergessen!", das war der letzte Gedanke Xaver Beierles, bevor es im Zuschauerraum des Weimarer Nationaltheaters dunkel geworden war und der Dirigent an das Pult klopfte. Beierle war eigens von Erfurt nach Weimar gefahren, um die neue Oper zu sehen, von der so viel in den Zeitungen stand. Infolge des schlechten Wetters war die Frau nicht mitgekommen. Aber sie hatte ja Radio im Hause, da konnte sie alles mithören; so gut mithören, daß sie beim ersten Beifall mit Bestimmtheit die klatschenden Hände ihres Xavers (Handschuhe nur nach Maß) zu erkennen glaubte. Der ganze nächste Akt war ihr wurscht, denn ihre Musikalität kannte — im Gegensatz zu ihrem Familiensinn — Grenzen. Ihr schien es nur darum zu tun, zum Abschluß die Hände ihres begeisterten klatschenden Xavers zu hören. Das war ihr musikalischer Genuß.

Und da Xaver in der ersten Reihe, gleich hinter dem Orchester saß, keine fünfzig Zentimeter von dem Mikrophon entfernt, so war das schon möglich. Beierle allerdings konnte sitzend das Mikrophon nicht sehen, denn die Schutzwand zwischen Orchester und Parkett versperrte ihm die Aussicht auf das wohlbekannte Gerät. Nachdem der Beifall nach dem zweiten Akt verrauscht war, stand Beierle auf und spähte hinab in den Orkus, aus dem alle Mystik verschwunden war. Im gleichen Augenblick vernahm Emma Beierle in Erfurt die offensichtlich nicht zur Oper gehörenden Worte: „Sie Herr Konzertmeister, ist das Ding da ein Mikrophon?" Und sie konnte doch die joviale Baßstimme ihres Angetrauten! Eine tenorale Stimme kam vom Lautsprecher: „Freilich! Aber nicht anfassen!" Und dann wieder der Baß: „Emma, ich habe meine Hausschlüssel vergessen! Komm an die Bahn!" Und gleich darauf Gelächter aus allen Sphären . . .

So hatte Emma einst geträumt, daß ihr Xaver mal zu ihr sprechen würde, wenn er als Abgeschiedener den Wunsch habe, sich ihr bemerkbar zu machen. Zitternd vor Aufregung trat sie um Mitternacht samt dem Hausschlüssel auf den Bahnsteig, und wenige Minuten darauf lag das Ehepaar sich in den Armen und pries die segensreiche Erfindung des Radio.

Künstliche Blumen

Künstliche Blumen sind seit einiger Zeit die große Mode bei den Damen geworden, künstliche Ansteckblumen werden überall getragen, am Straßenmantel ebenso wie am Gesellschaftskleid. Wie es scheint, waren schon die vornehmen Frauen Altägyptens Freundinnen von künstlichen Blumen, denn dort wurden sie schon frühzeitig aus der Papyrusrinde und auch schon aus Stoffen hergestellt. Solche altägyptischen Kunstblumen kamen schon Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung aus Aegypten nach Griechenland und nach Rom, wo sie von den Frauen als Schmuck zur Kleidung getragen wurden. Dann fertigt man auch in Rom wie später in italienischen und spanischen Städten künstliche Blumen an. Der Geschmack an ihnen scheint sich jedoch nach und nach verloren zu haben, bis dann am Ausgang des Mittelalters wieder künstliche Blumen in der Frauenkleidung auftauchten. Um diese Zeit scheint es in den italienischen Städten ziemlich viele Blumenmacherinnen gegeben zu haben. Ein Teil dieser Kunstblumen ging auch nach den nördlichen Ländern Europas. Paris als werdende Modestadt der Welt war es dann, wo die Anfertigung von künstlichen Blumen zu einem bedeutenden Gewerbe emporwuchs, besonders als die Damenhüte immer mehr mit einem Gewirr von künstlichen Blumen überschüttet wurden. Auch in andern französischen Städten kam die Blumenmacherei auf, und vom 18. Jahrhundert bis zum Beginn der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts hatte Frankreich in der Gestaltung künstlich hergestellter Blumen, Blätter usw. beinahe ein Monopol. Da kamen unternehmende Leute im heutigen Freistaat Sachsen auf den Gedanken, die Blumenmacherei auch in Deutschland einzuführen. Aber es fehlte in diesem Industriezweig zunächst an Erfahrungen und auch an geschickten Arbeitskräften, ebenso fehlte den sächsischen Fabrikanten vorerst der französische Formen- und Farbensinn. So wurden zunächst in Sachsen fast nur billige Massenartikel hergestellt, die zwar in billigen Waren die französischen Kunstblumen verdrängten, die jedoch die feineren Blumen von Paris noch nicht ersetzen konnten. Nach und nach breitete sich die deutsche Blumenmacherei weiter aus, so kam sie auch nach Berlin. Schließlich wurden in Deutschland auch feinere Blumen hergestellt; heute können die deutschen Kunstblumen mit den feinsten Pariser Artikeln in Wettbewerb treten. Deutsche Kunstblumen sind ein Ausfuhrartikel geworden, der bis in die entferntesten Länder geht. Kunstblumen aus Sachsen, Berlin und anderen Bezirken Deutschlands werden heute von Frauen der verschiedensten Länder und Erdteile getragen.

Ratschläge und Winke

Gummi zu erweichen.

Gummiringe, wie man sie an Früchteeinmachegläsern usw. gebraucht, werdens häufig hart und brüchig. Man kann sie aber wieder weich machen, wenn man sie in Ammoniakwasser (1 Teil Ammoniak zu 2 Teilen Wasser) legt. Manchmal brauchen die Ringe in diesem Bade nicht länger als 5 Minuten liegen zu bleiben; meistens ist eine halbe Stunde nötig, um ihnen die alte Elastizität wiederzugeben.

Tropfflecke von Kerzen,

wie sie zur Weihnachtszeit leicht in Kleidungsstücken, Tischtüchern und Teppichen entstehen, beseitigt man, indem man die Fleckstelle mit einem mehrfach zusammengelegten Stückchen Löschpapier bedeckt und dann mit einem heißen Plätteisen ausbügelt. Die Kerzenmasse wird hierdurch flüssig, vom Löschpapier aufgesaugt und der Fleck ist verschwunden.

Rotweinflecke. Rotweinflecke beseitigt man aus Tischtüchern mit einem Verfahren, wie man es auch bei Obstflecken anwenden kann. Dazu brennt man in einem tiefen irdenen Topf ein Stück Schwefelfaden an und hält dann vorsichtig die gut durchnäßte Stelle des Tischtuches oder der Serviette darüber. Oft verschwinden die Flecke auch, wenn man die Fleckstellen mit Salz bestreut, sie dann wäscht und sie in Buttermilch legt.

Ein erfolgreiches Wanzenvertilgungsmittel.

Von allen hiergegen angepriesenen Mitteln ist keines so wirksam wie der Alaun. Die Wanzen verschwinden sofort, wenn man die Wände, Bettstellen etc., worin sie nisten, mit einer kochenden Alaunlösung bestreicht, und kehren nie zurück. Wenn man die Zimmerwände und die Zimmerdecke mit Kalk weißt und dem Kalk vor dem Gebrauch etwas Alaun zusetzt, so halten sich die Fliegen ebenfalls nicht in den Zimmern auf. Dabei kann die Anwendung des Alauns in diesen Fällen der Gesundheit der Menschen nicht den mindesten Schaden zufügen. Ein anderes erprobtes Mittel ist Herstellung von Zugluft durch Offenlassen von Türen und Fenstern etc. Diese können die Wanzen nicht ertragen. Geduld gehört aber zur Vertreibung und größte Reinlichkeit.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 10 Altena, den 8. März 1927

Diskretion in der Ehe

Von L. Hansen.

Wenn dich irgendwo der Schuh drückt, so sprich dich aus, sprich dich deinem Gatten deiner Mutter, deiner Schwester gegenüber aus. Du kannst es nicht? Warum? Deine Mitteilung würde deine Umgebung in Aufregung setzen, falsche Meinungen hervorrufen, unnötige Unruhe ins Haus bringen? Gut, dann verschweige was dir Kummer bereitet, und wenn es auch noch so schwer fällt. Den ehelichen Frieden, das häusliche Glück darfst du nicht stören. Es kommt eben auf das an, was zu verschweigen ist. Im übrigen aber soll man sich stets dem lieben Gatten gegenüber, der ja doch am nächsten steht, aussprechen. Wir sollen und müssen uns alle Dinge sagen, die unser Inneres bewegen und wir sollen andererseits nicht untertauchen in einer schwatzhaften und dennoch nichtssagenden Ehe. Stets muß man daran denken, daß Dinge im Leben vorkommen, die aus Rücksicht auf den Ehegatten oder einen Dritten verschwiegen werden müssen.

Jeder Hausfrau müßte es, wenn sie sich nicht zu oberflächlichen Geisteskindern rechnet, eine Qual sein, wenn ihr der Gatte am Morgen in aller Breite das erzählt, was er am Abend vorher mit anderen Freunden am Stammtisch durchgehechelt hat. Wirtshausklatsch und Vereinsgeschwätz müssen von jeder ernsthaften Unterhaltung ausgeschlossen sein. Auch kleine Geschäftssorgen gehören gewöhnlich nicht vor das Forum der Familie. Wenn die Frau der Gegenwart dem Leben auch objektiver als früher gegenübersteht, so darf es dem Mann noch längst nicht angebracht erscheinen, die Gattin wegen einer nichtssagenden geschäftlichen Differenz in Aufregung zu setzen. Vor allem ist es sogar Pflicht des Gatten, schmerzende geschäftliche Angelegenheiten der Gattin nicht mitzuteilen, selbst wenn sie große Sorgen bereiten sollten, die die Gesichtszüge vorübergehend markant verändern. Jede einsichtsvolle Gattin wird dann auch das genügende Verständnis haben, in solchen Lebenslagen den Gatten nicht auszuforschen, den Schleier seines kummervollen Geheimnisses zu lüften. In diesem Falle hat der Satz: „Es bleibt unter uns Männern", seine vollste Berechtigung. Und wenn der Gatte zu seiner Frau sagt: „Darüber kann ich Dir jetzt noch nichts mitteilen," dann soll sie wissen, daß jede weitere Frage überflüssig ist.

Aber nicht nur in geschäftlichen Dingen, sondern auch in rein persönlichen Angelegenheiten kann das Gebot der ehelichen Schweigepflicht bestehen. Bei Dingen, bei denen Dritte in Frage kommen, ist sie um so mehr eine Angelegenheit des Taktes. Setzen wir einmal den Fall, es befindet sich ein lieber Freund oder eine vertraute Freundin in Verlegenheit und bittet dich um Hilfe, die du selbstverständlich gewährst, so ist es nicht gleich notwendig, den Ehegatten oder die Gattin davon in Kenntnis zu setzen, und dann ein langes und breites Debattieren und Diskutieren anzufangen. Stets müssen wir daran denken, daß der Dritte im Vertrauen zu uns gekommen ist, und daß es Befangenheit bei ihm hervorrufen würde, wenn er weiß, daß wir unsere häusliche Umgebung von dieser Angelegenheit in Kenntnis gesetzt haben.

Aus allem ergibt sich die weise Lehre, daß die Frau die Diskretion des Mannes ehren soll und umgekehrt der Mann die Verschwiegenheit der Frau nicht zu durchbrechen hat. Es ist selbstverständlich, daß keine Frau ihrem Manne jeden Dienstbotenärger auftischen wird. Genau so soll es bei den kleinen Unarten der Kinder geschehen. Kinder haben ein sehr feines Gefühl in allen Dingen. Sie haben ein erhöhtes Schamgefühl, und manchmal geschieht die Bitte an die Mutter, die Unart dem Vater nicht wieder zu erzählen aus Scham und nicht aus Furcht vor Strafe. Hat die Mutter dem Kinde Verschwiegenheit zugestanden, so darf sie diese nicht brechen. Leicht kann ein Wort fallen, das deutlich vermuten läßt, daß es der Vater doch weiß, was die Mutter verschweigen wollte. Dann trifft aus den gläubigen Kinderaugen ein trauriger Blick die Mutter, in der Kindesseele ist eine zarte Saite des göttlichen Himmelsinstrumentes „Vertrauen" gesprungen.

Verschwiegenheit? Man soll sich mit Takt von ihr leiten lassen. Einmal im Leben kommt die Zeit, wo man sie gern übt. Das sind die Jahre zwischen der Jugend und der Selbständigkeit des Kindes: wenn sie uns mit ihren Hoffnungen und Wünschen ins Vertrauen ziehen, und wir ihnen so sehr Freunde werden, daß sie uns auf den Grund ihrer jungen Seele schauen lassen. Da wird ja dann die Mutter mehr erfahren, als der herbere Vater. Wird sie dann immer aussprechen wollen, was ihre Tochter oder ihr Sohn ihr in ihrer unverdorbenen Bedrängnis anvertraut haben, oder was sie an Empfindungen in ihnen ahnt? Junge Menschen haben so selten das Bedürfnis sich ihren Eltern gegenüber auszusprechen. Es muß ein ganz besonderes Vertrauen sein, das sie zu ihnen haben. Dann enthüllen sie etwas. Dann ist es besonders in der Zeit der beginnenden Reife sache feinsten Taktes, das junge Menschenkind durch Indiskretion, sei es nur zwischen den Eltern, nicht zu verletzen.

Es ist mit der Verschwiegenheit in der Ehe ein eigen Ding. Meist verwechselt man die Begriffe, sagt, was man nicht sagen sollte, und sagt nicht, was man sagen soll. Die geistige Anregung in der Ehe läßt sich auch ohne Schwatzhaftigkeit schaffen. Erzähle jeder Mann seiner Frau, wie er das Leben beobachtet, wie er es auszurunden gedenkt; erzähle er ihr von seinen Plänen und Entwürfen. Sorge er, daß gute Bücher im Hause sind. Lese er sie mit ihr. Und was die Hausfrau betrifft, so halte sie sich stets den Kopf frei für geistige Dinge. Unsere Zeit ist über alle Maßen geistig bewegt. Es gibt immerfort zu fragen, zu erörtern, zu erzählen. Da verschwiege man nicht, wie man mit seinem Fühlen und Denken zu den Strömungen der Zeit steht.

Am Morgen

Verschwunden ist die finstre Nacht,
Die Lerche schlägt, der Tag erwacht,
Die Sonne kommt mit Prangen
Am Himmel aufgegangen.
Sie scheint in Königs Prunkgemach,
Sie scheinet in des Bettlers Dach.
Und was in Nacht verborgen war,
Das macht sie kund und offenbar.

Lob sei dem Herrn und Dank gebracht,
Der über diesem Haus gewacht
Und mit den heil'gen Scharen
Und gnädig wollt' bewahren!
Wohl mancher schloß die Augen schwer
Und öffnete sie dem Licht nicht mehr;
Drum freue sich, wer neu belebt
Den frischen Blick zur Sonn' erhebt.

Friedrich v. Schiller.

Die Frau als Lehrerin

Von Walter Schumann.

Immer und immer wieder hört man aus Laienmund ein Klagelied über die Lehrerin anstimmen. Sie sei nicht Respektsperson genug, verfüge nicht über den genügenden Grad der wissenschaftlichen Bildung, sie entziehe tüchtigen arbeitslosen Männern den Beruf und Broterwerb, kurz, sie gehöre nicht in die Schule, sondern hinter den Kochtopf. Das alles sind Argumente, die nur der Laienmund aussprechen kann und die jeglicher Wahrheit entbehren.

Unser modernes Schulwesen verlangt geradezu in vielen Fällen die Ausübung des Unterrichtes durch Frauen. Infolge ihres tiefen Verständnisses für die kindliche Psyche ist die Frau von Natur aus dazu berufen, erziehend und veredelnd auf das zarte Gemüt des jungen Weltbürgers einzuwirken und durch jahrtausendlange Uebung und Gewohnheit hat sie ihr natürliches Geschick zu größter Vollendung entwickelt, „und herrschet weise im häuslichen Kreise und lehret die Mädchen und wehret den Knaben". Daher sind jeder Frau die Grundlagen einer wahrhaft guten Kindererziehung angeboren. Die Schule hat in erster Linie die Aufgabe, die Kinder zu erziehen und zu geistteten Menschen heranzuziehen. Was liegt also näher, als der Frau einen Teil des Schulerziehungswesens zu treuen Händen zu übergeben? Ihr den ersten Platz und die führende Rolle vor allem in den Mädchenschulen einzuräumen?

Schon im Mittelalter, wo die Erziehung der Jugend lediglich in den Händen der Geistlichkeit lag, hatte man in der Frau die Pädagogin erkannt, deshalb ließ man die jungen Mädchen der besseren Stände von Nonnen unterrichten. Heute herrscht die Lehrerin in den Gemeindemädchenschulen und in den unteren und Mittelklassen der höheren Töchterlehranstalten unumschränkt. Nur in den oberen Klassen nimmt die Zahl der Lehrer zu. Jetzt wird sicherlich der Laie, der die Lehrerin anzufeinden versucht, sagen: „Da sehen wir es ja, bei älteren Kindern kann sich die Lehrerin nicht mehr als Respektsperson durchsetzen denn sonst würde man ihr doch auch in den höheren Klassen die Erteilung des Unterrichtes gewähren." Sie ahnen nicht, wie sehr sie mit ihren Ansichten auf dem Holzwege sind. Wir stehen Gottseidank nicht auf dem Standpunkt, daß Strenge die erste Tugend des Erziehers ist. Um dem jugendlichen Gemüt Liebe zu geistiger Arbeit und Pflichterfüllung einzuflößen, bedarf es keiner drakonischen Maßregeln, sondern der liebevollen Hand eines charakterfesten und verständigen Erziehers. Das gefürchtete „Spanische Röhrchen" ist jetzt fast in sämtlichen Schulen verschwunden; und es geht auch ohne dasselbe. Davon werden sich schon alle Eltern, die ja heute mit der Schule in engster Fühlungnahme stehen, überzeugt haben. Es ist die höchste Pflicht des Lehrers und der Lehrerin, das Vertrauen in den Kindern zu wecken.

Wie schwer das aber ist, davon können sich Nichtpädagogen kaum eine Vorstellung machen. Mehr denn anderswo haben die Götter hier vor die Tugend den Schweiß gesetzt. Wie der bildende Künstler aus einem starren Marmorblock ein lebendiges Kunstwerk meißelt, so muß der Erzieher in feiner Ziselierarbeit mühselig die zarte Seele des Kindes modeln und aus ihr den edlen Kern herausschälen und zum Leben wecken. Niemand ist zu dieser Arbeit besser befähigt als die Frau. In ihrer Hand laufen alle Fäden zusammen, die zur weiblichen Psyche führen. Nicht zu Unrecht prägte daher vor einer Reihe von Jahren eine Psychologin den Satz: „Liegt die Erziehung in der Hand von Männern, so muß künstlich gesucht werden, was sich bei der Erziehung durch Frauen von selbst ergibt: die zwanglose, das Innerste der weiblichen Natur ergreifende Anpassung des Unterrichtes an die Eigenart des Mädchens, jene feine, als Methode garnicht lehrbare Anpassung von der die Wirksamkeit besonders der ethischen Momente des Unterrichts im tiefsten Grunde abhängig ist.

Die Arbeit der Frau

Von Meta Kasten.

Es gibt noch viele Frauen, in deren Augen die weibliche Handarbeit etwas „Langweiliges, Unbedeutendes" ist, ja sogar als verpönt und geisttötend gilt. Nur solche Frauen können so denken, die die Bedeutung der Arbeit nie

Das Danaergeschenk

Humoreske von Carl Gisevius

Beim letzten Kostümball hatte ein Maler meiner Frau gesagt, sie sähe aus wie eine Andalusierin. Seitdem fühlt sie sich exotisch. Und schwach in Geographie, wie sie nun einmal ist — dies ist auch eins der weiblichen Vorrechte — verlangte sie von mir eine Reise nach Indien. Damit sie sich endlich einmal in der ihr „adäquaten" Umgebung sähe. Wirklich, sie sagte „adäquat", ob sie es von dem Maler hatte, oder ob sie adäquat mit Aequator verwechselte, konnte ich nicht ergründen. Jedenfalls mußte ich den adäquaten Aequatorwunsch ablehnen. Weder hatte ich ein nennenswertes Konto bei der Bank, noch konnte ich hoffen, daß der Reichsbankpräsident um meinetwillen die Reichsmarkdecke strecken würde, wie ja wohl der technische Ausdruck für eine gelinde Inflation lautet. Genug, es war unmöglich. Worauf meine Frau mich für den unbegabtesten Menschen in ganz Deutschland erklärte und dieser Unbegabtheit mit die Schuld gab an unserer allgemeinen wirtschaftlichen Notlage. Ich konnte zwar den Zusammenhang nicht ganz verstehen, aber das ist bei einer Frau ja auch nicht nötig.

Frauen lieben gewisse Theorien, aber nur, wenn sie eine Spitze gegen die Männer enthalten. So ging auch Käte inzwischen zu praktischeren Dingen über. Sie begann „farblich und linear" das Dekorative ihres exotischen Stils zu betonen. Das geschah, indem sie zunächst alle vorhandenen Kleider als für sie unmöglich bezeichnete. Daß ich die darauf folgenden Schneiderinnenrechnungen als ebenso unmöglich bezeichnete, überhörte sie geflissentlich. Die zweite Etappe der Verwandlung bestand darin, daß meine Frau die hellen Cremes und Puder von ihrem Angesicht verbannte. Sie erschien eines Morgens sonnenbrandfarben geschminkt. Und als Letztes folgte ein Papagei, den sie einem Matrosen abgekauft hatte, als unerläßliche Beigabe ihrer andalusischen Natur.

Der Papagei wurde in einem Riesenbauer in das Zimmer meiner Frau gestellt. Dicht neben meinem Arbeitszimmer. Ich ahnte nicht, was mir bevorstand. Denn zuerst verhielt sich Rosalinde (so hieß er, vermutlich weil er grün war) schweigend, kritisch, abwartend. Als ich aber nach einigen Tagen, um meiner Frau eine Freude zu bereiten, dem krummschnäbligen Untier ein Stück Zucker reichen wollte, sagte Rosalinde laut und vernehmlich: „Na, alter Bummler!" Eine Bemerkung, die Käte zur Erklärung veranlaßte, Rosalinde sei ebenso urwüchsig wie scharfsinnig. Damit spielte Käte auf meinen allwöchentlichen Klubabend an, der ihr, wenn man so sagen darf, ein Dorn im Auge ist. Worauf ich vorzog, mich aus Rosalindes wie Kätes Nähe zu entfernen.

Aber mit dieser liebevollen Begrüßung meiner Person schien der Bann bei Rosalinde gebrochen. Sie brachte allmählich all ihre Künste zum Vorschein. Zunächst beschäftigte sie sich damit, wie eine Tür zu knarren. Das heißt, wenn ich sage wie eine Tür, so ist das außerordentlich gelinde ausgedrückt. Rosalinde begann nämlich in Variationen zu knarren, sie knarrte wie alle Türen der Welt. Sie konnte knarren wie eine gewöhnlich gutbürgerliche Tür in einer gutbürgerlichen Wohnung. Sie konnte aber auch ausgesprochen rostig knarren wie eine alte Kellerpforte oder wie die Tür zu einem Burgverließ. Es gab keine Tonart vom höchsten, nervenzerreißenden Quietschen bis zum breitesten Knarren, die sie ausließ. Außerdem machte sie unendlich feine Unterschiede, sie knarrte auf- und zugehend, entsprechend dem Oeffnen und Schließen einer Tür. Und diese ihre Fähigkeiten wandte Rosalinde nur an, sowie sich in unserem Hause eine Tür öffnete und schloß.

Wenn mich etwas in der Welt in Raserei versetzen kann, so ist es eine quietschende Tür. Als ich nun Rosalindes Talente nicht immer erkannte, fuhr ich das Mädchen Anna heftig an, warum sie wiederum das Oelen der Türen vergessen hätte. Worauf Anna nach mehrmaligem vergeblichen Oelen der fraglichen Türen auf die Schliche Rosalindes kam und mir mit einem höhnischen Lächeln vorschlug, doch lieber Rosalinde zu ölen. Ergebnis: Anna ging, Rosalinde aber produzierte sich weiter. Klingelte ein unbequemer Zeitgenosse, der eine Rechnung brachte und verhielten wir uns dementsprechend mäuschenstill, scheintot sozusagen, so war Tausend gegen Eins zu wetten, daß Rosalinde schrie: „Nur herein!", so daß kein Scheintod half. — Eines Tages kam Onkel Jeremias, der Erbonkel, zu uns. Der liebe alte Herr litt an hochgradigem Stockschnupfen und Husten. Kaum hatten wir ihn in den besten Sessel genötigt und uns nach seiner Gesundheit erkundigt, als Rosalinde zu ächzen und zu schnaufen begann. Man hätte denken können, Onkel Jeremias befände sich in dem Käfig und der Papagei auf dem Sessel. Das heißt, bald befand sich auch Onkel Jeremias nicht mehr auf dem Sessel, zwar auch nicht im Käfig. Aber auf dem Heimweg, nicht ohne zu bemerken, er habe es nicht nötig, sich von einem eigens dazu abgerichteten Papagei verspotten zu lassen. Unsere flehentlichen Beteuerungen halfen nichts. „Wer zuletzt lacht, lacht am besten," sagte Onkel Jeremias mit der Miene einer Pythia und ging. Rosalinde rief ihm ermunternd nach: „Na, du alter Bummler." Offenbar hatte sie die verwandtschaftliche Aehnlichkeit zwischen Onkel Jeremias und mir entdeckt.

Ueberhaupt hatte Rosalinde, und das mußte auch meine Frau trotz ihrer Affenliebe zu dem Papagei zugeben, keinerlei Verständnis für familiäre Zusammenhänge. Hatte sie Onkel Jeremias hinausgegrault, so war sie um so liebenswürdiger, als Tante Sidonie erschien. Tante Sidonie, die ebenso unsympathisch wie unbeerbbar war. Und die wir daher ziemlich kühl aufzunehmen pflegten. Rosalinde aber hatte ihre eigenen Ansichten über Verwandtenherz und Gastfreundschaft.

„Kocht du Kaffee, kocht du Kaffee?" rief sie meiner Frau zu. Tante Sidonie bemerkte spitz, daß ein unvernünftiges Vieh mitunter mehr Sinn für das Schickliche hätte als die Menschen. Es blieb uns also nichts anderes übrig, als Rosalindes Rat zu befolgen.

Aber all das vermochte noch nicht, die Begeisterung meiner Frau für Rosalinde zu erschüttern. Bis ein Tag kam — ein Tag! Käte und ich sitzen beim Frühstück. Minna, die neue Perle, geht durchs Zimmer. In diesem Augenblick sagt Rosalinde laut und vernehmlich: „Karl, Karl, huch, nein, laß das."

Meine Frau wird blaß. „Was hast du mit Minna?" fragt sie mit bebender Stimme, nachdem Minna, krebsrot vor Schreck über den Papagei, das Zimmer verlassen.

„Ich," fragte ich erstaunt zurück, „ich?"

„Leugne nicht," sagte Käte mit Tränen in den Augen, „Rosalinde hat dich verraten."

Nun aber wurde mir die Geschichte zu bunt. Ich markierte Männermut vor Frauentränen. „Was das dumme Vieh hat, weiß ich nicht", sagte ich energisch, „wer weiß, welchen Karl es meinen mag, mich jedenfalls nicht. Aber ich erkläre dir, entweder verschwindet Rosalinde, oder ich verschwinde."

Rosalinde wurde an einen Vogelhändler verkauft, mit Verlust natürlich. Dennoch ist es ein Gewinn für mich. — Meine Frau schwankt nun zwischen einem Chamäleon und einem kleinen Alligator. Ich plädiere für das letzte liebe Haustier, denn es hat ein dickes Fell und ist stumm. Vielleicht aber, so hoffe ich, wird auf dem nächsten Kostümball ein anderer Maler meine Frau zur Abwechselung für eskimohaft erklären, dann gibt es einen kleinen Eisbären, der die Rolle des Brummbären, als den Käte mich bezeichnet, übernehmen kann.

---

schätzen gelernt haben, deren Sinne und Verständnis für die schönste Beschäftigung des Weibes verloren gegangen ist. Die Natur selbst legte in die Frau regen Arbeitstrieb. Fast alle Sitten und Gebräuche der Völker geben uns Beispiele dafür, überall begegnen wir der Arbeitslust des Weibes. In höheren Kreisen zeigt sie sich oft in künstlerischem Schaffen, in niedrigeren Sphären nimmt nicht selten die tätige Frau dem Gatten die eigentlich ihm, dem stärkeren, gebührende Last ab. Wo sich die Frau dem Nichtstun ergibt, hört sie auf, Frau in des Wortes schönster, edelster Bedeutung zu sein. Arbeit erhebt die Seele, sie ist der wirksamste Sorgenbrecher, in jedem Stand gleich achtbar. Von den Alten hören wir erzählen, wie in ihren Zeiten die kleinen Mädchen nicht früh genug herangezogen werden konnten, wie bald ein selbstgestrickter Strumpf, ein selbstgeschnittenes und genähtes Hemd Zeugnis ihres Wissens und ihres Könnens ablegen mußten. Es ist vieles anders geworden. Die Ansprüche, die an das Kind gestellt werden, haben sich geändert. Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen waren die Hauptlehrfächer, die einst vollständig genügten. Jetzt zeigt der Stundenplan ein anderes Bild: Physik, Botanik, Kunstgeschichte, Literatur, französisch, englisch usw.

Diese Kenntnisse sind der modernen Gegenwart entsprechend, von der sie unbedingt verlangt werden; damit sind die Stunden des jungen Mädchens tagsüber jedoch noch längst nicht ausgefüllt. Sehen wir uns nur einmal das Mädchen im häuslichen Heim an. Nicht selten werden wir bemerken, daß es, trotz der angesammelten Geistesgaben nicht vor langer Weile weiß, womit es sich beschäftigen soll und seine Umgebung unnötig quält. Viele haben von allem nur etwas behalten und ihre Oberflächlichkeit ist weit entfernt von der wahren Bildung. Viele unserer heutigen jungen Mädchen verachten die Hausarbeit, verachten die Hausfrau, die sie sich stets als eine robuste Gestalt, mit blauer Schürze, rotem Gesicht und violetten Händen vorstellen, die mit der Köchin auf gleicher Stufe steht. Dennoch sind gerade diejenigen die besten Hausfrauen, die es verstehen, sowohl in der Küche als auch im Salon ihren Platz auszufüllen.

Wie reizend sieht es aus, wenn ein junges Mädchen daheim die Hände fleißig rühren und praktisch lernt, was ihr in ihrer späteren Bestimmung als Gattin und Mutter eine behagliche Häuslichkeit schafft und wovon zum Teil das harmonische Verhältnis zwischen Eheleuten abhängt. Die Kluft, die zwischen Salon und Herd liegt, ist ganz gut zu überbrücken. Der blinkende Kochlöffel ziert oft besser als das Gedichtbuch die Hand des jungen Mädchens — natürlich alles zu seiner Zeit! Das Hauptwerk der Erziehung liegt in der Hand der Mutter. Es ist gewiß das einzig Richtige, schon im zarten Alter die Hände des Kindes durch Handarbeit geschmeidig zu machen, allerdings nicht so anhaltend, daß Ermüdung eintritt. Eine solche Gewöhnung zur Beschäftigung ist von unschätzbarem Wert für das ganze Leben.

Der häusliche Fleiß einer Mutter ist von den weittragendsten Folgen für das ganze Familienleben. Dem Fleiß abholde Frauen begeben sich ihres größten Reizes, denn wahre Weiblichkeit ist unzertrennlich von stillem rührigen Schaffen und Wirken.

Die weibliche Handarbeit nimmt keineswegs einen untergeordneten Rang ein, die Stickerei ist stets von Einfluß auf die bildenden Künste gewesen. Schon in grauer Vorzeit stickten fleißige Frauenhände. Sie verewigten mit ihren Darstellungen die Taten der Männerwelt und die Sitten ihres Zeitalters. Im klassischen Altertum ist das Weib unzertrennlich von häuslichem Schaffen. Ueberall wo der Dichter Frauengestalten in seinen Liedern preist, läßt er sie in rühriger Tätigkeit erscheinen.

Das Mittelalter schätzte und pflegte gleichfalls in hohem Grade die Arbeit weiblicher Hände. Selbst Herrscherinnen verschmähten es nicht, im Kreise ihrer Hoffräulein am Webstuhl, Spinnrad oder Stickrahmen zu sitzen und wahre Kunstwerke hervorzuzaubern, die noch heute unsere Bewunderung erregen. Die Kunstfertigkeit der Frauenarbeit ist auch heute noch nicht ausgestorben, sondern treibt immer neue Schönheitsblüten. In der Hand der Mutter liegt es, mit Energie und Selbstüberwindung ihre Töchter zur Arbeit und geregelter Tätigkeit zu erziehen. Uebermäßiger Hang nach Putz und Flitter, die Jagd nach Vergnügungen verschwindet von selbst, wo die Arbeit als häusliche Pflicht erkannt wird, wo die Mutter den Töchtern nachahmenswertes Vorbild ist und den Söhnen als Ideal edler Weiblichkeit erscheint.

„Schaffen und Streben ist Gottes Gebot,
Arbeit ist Leben, Nichtstun der Tod."

Englische Eheschließungen im 18. Jahrhundert

Von E. M. Piper-London.

Horace Walpole schrieb im Jahre 1753: „Die Tochter von Lady Anne Paulett ist mit einem Landprediger durchgegangen. Die Herzogin von Argyll ist wütend, daß die Heirats-Bill nicht sofort in Kraft treten soll, und prophezeit, alle jungen Mädchen würden vor dem Lady-Day entlaufen."

Das fragliche Gesetz sollte erst am 25. (1754) dem altüberlieferten und auch jetzt noch geltenden Frühjahrstermin Lady-Day in Kraft treten. Es bedeutete die einschneidendste gesetzliche Reform des bürgerlichen und sozialen Lebens Englands im achtzehnten Jahrhundert. Es war eine reichlich tolle Zeit damals! Die inneren und äußeren Kriege, die schnellen Thron- und Dynastiewechsel hatten Ordnung und Sitte erschüttert. Vor allem waren aber in der Eheschließung Zustände eingetreten, die man sich heute nur schwer vorstellen kann. Ohne daß vorherige Formalitäten zu erledigen gewesen wären, konnten die Paare sich ohne jede Schwierigkeit irgendwo trauen lassen. Das Davonlaufen junger Paare, von denen der eine Teil auch nicht für einen Heller Erfahrung besaß, war an der Tagesordnung.

Die Heirats-Bill erklärte es jetzt mit einem Male als ein Felonie-Verbrechen, die Trauung an einer anderen Stelle als in einer Kirche oder Kapelle oder ohne Aufgebot oder Lizenz vorzunehmen oder vornehmen zu lassen; alle so geschlossenen Ehen sollten ungültig sein. Es war in der Tat höchste Zeit geworden, dem heillosen Unwesen ein Ende zu machen. Für die große Zahl gewissenloser Helfershelfer war es eine Zeit goldener Ernte gewesen.

Da wirkte z. B. der berüchtigte Dr. Alexander Keith, dem auf irgendeine dunkle Weise der Besitz der Mayfair-Kapelle zugefallen war, die damals, am Ausgang der Curzonstraße gelegen, so recht bequem für Ehebedürftige aus der hohen Gesellschaft zu erreichen war. Aber der Doktor dachte auch an den Massenverdienst. Er zeigte in den Tageszeitungen an, daß er jedermann ohne Unterschied und ohne Papiere, zu jeder Tages- und Nachtzeit für nur zwanzig Schilling trauen würde. Das zog. Sie kamen in Scharen, so daß er selbst mit Hilfe mehrerer Assistenten kaum imstande war, den heiratslustigen Paaren die Pforten des Paradieses mit der gewünschten Beschleunigung, zur Vermeidung jeder Einmischung, noch rechtzeitig zu öffnen. Er hatte die Kapelle nur wenige Jahre inne; aber noch sind die Kirchenregister vorhanden, in denen die Namen von über siebentausend Neuvermählten stehen. Da sich die Register als außerordentlich liederlich geführt erweisen, nimmt man an, daß die Ziffer der Glücklichen eine fünfstellige Zahl erreicht hat.

Unter den Namen befinden sich solche aus der höchsten Aristokratie, unter den Peers z. B. ein Herzog von Hamilton und ein Graf von Kensington, unter den Bräuten eine Gräfin von Oxford und Lady Georgina, die älteste Tochter des Grafen von Richmond. Die in gewissem Sinne größte Sensation war die Vermählung des Herzogs von Hamilton mit der jüngsten der drei Schwestern Grunnings, den berühmtesten Schönheiten jener Zeit. Der Herzog kam mit seiner Braut eine Stunde nach Mitternacht zur Kapelle und verlangte eine sofortige Einsegnung seines Bundes. Da er in der Eile nicht einmal an die Beschaffung eines Trauringes für seine Braut gedacht hatte, zog der Doktor einen Ring von einer dünnen Gardinenstange.

Selbstverständlich waren die kirchlichen Behörden äußerst erbittert, insbesondere der Rektor der St. Georgskirche dicht am Hannover Square, in der auch heute noch die meisten Trauungen der vornehmen Gesellschaft vollzogen werden. Er brachte die Sache vor den Bischof von London, und als dieser mit Ermahnungen keinen Erfolg hatte, wurde der Pfarrer der Mayfairkapelle schließlich exkommuniziert. Mit der größten Unverschämtheit exkommunizierte Dr. Keith nun seinerseits in öffentlicher Zeremonie den Bischof, den Rektor und den ganzen kirchlichen Gerichtshof, der ihn verurteilt hatte. Doch dann ereilte ihn das Schicksal. Er konnte die Gerichtskosten nicht bezahlen und wurde in das wegen seiner Härte gegen nicht zahlungsfähige Schuldner gefürchtete Fleet-Gefängnis gebracht, wo er die letzten fünfzehn Jahre seines Lebens zubrachte.

Aber selbst von dort aus ließ er mit Hilfe von vier der berüchtigten Fleet-Prediger das Geschäft in der Mayfair-Kapelle betreiben, und am Tage vor dem Inkrafttreten der Heirats-Bill wurden dort noch 69 Paare getraut. Daß man ihn und andere seinesgleichen gerade in das „Fleet" sperrte, war nicht nur die reine Ironie, sondern wurde auch die Ursache, daß dort ein schamloses Trauungsgeschäft aufblühte. In der sogenannten „Freiheit", d. h. dem Bereich des „Fleet", wurden an Trauungsbedürftige überhaupt keine Fragen gestellt. Die Paare wurden getraut, ohne ihre Namen angeben zu brauchen; höchstens wurden die Initialen verlangt. Gegen eine Sondergebühr wurde die Trauung vordatiert. Entlaufenen Paaren gewährte man besondere Begünstigung und ebenso jedem Bräutigam, welcher seine Braut gewaltsam entführt hatte. Es wurde nicht der geringste Versuch gemacht, wenigstens das äußere Dekorum zu wahren. Die Geistlichen, die dort wegen Schulden und anderer Verfehlungen saßen, wetteiferten miteinander, diesen seltsamen Handel zu treiben. Da ihnen nicht gestattet war, die Kapelle des Gefängnisses zu benutzen, verwandelten sie ihre Zellen in improvisierte Kapellen. Das Geschäft erwies sich als so lukrativ, und die Anläufe waren stets mit derartigen Orgien verbunden, daß die Kneipen der Umgegend schnell zur Erkenntnis der Gewinnmöglichkeiten kamen. In mindestens einem Dutzend der umliegenden Wirtshäuser wurde ein Gemach als besondere „Trauungskapelle" reserviert. Dort erschien jede Klasse von Heiratskandidaten: unreife Knaben mit reichen, alten Frauen, Abenteurer mit jungen Erbinnen, Diener mit ihren Herrinnen, Soldaten mit Dienstmädchen, Freudenmädchen mit betrunkenen Bürgern, verheiratete Männer und Frauen.

Die skandalöse Gepflogenheit lockte nicht nur Gesunkene oder in schlechtem Rufe Stehende herbei. Es wurde zur Gewohnheit der Kirchenvorsteher und Verwalter verschiedener Kirchspiele, hilflose, darbende Frauen, um der finanziellen Belastung durch ihre Armen zu entgehen, an Einwohner in anderen Kirchspielen zu verheiraten. Es wird von einem Kirchenvorsteher eines gewissen City-Kirchspiels sogar berichtet, daß er solchen Paaren eine Hochzeitsgabe von 40 Schilling überreichte und außerdem die Kosten einer „Fleet-Hochzeit" bezahlte. Eine solche Fleet-Hochzeit war ferner populär bei eingeln lebenden Frauen, die tief in Schulden steckten. Nach dem damaligen Gesetz wurden die Ehemänner nach der Eheschließung für die Schulden ihrer Frauen verantwortlich.

Es bot keine Schwierigkeit, falsche Erklärungen in die Register einzutragen — viele Tavernen führten ihre eigenen Listen — es war sogar üblich, die Trauungen so weit zurück zu datieren, daß die Schulden neueren Datums waren. Es war aber nicht immer leicht, Männer zu finden, die so gefällig waren, die neue Schuldenverpflichtung zu übernehmen. Doch die Pfarrer bekamen es stets fertig, eine beliebige Zahl von Ehemännern für fünf Schilling pro Kopf zu liefern, die freilich nicht immer bona fide heirateten. Die Laune, in welcher viele solcher Ehen geschlossen wurden, war oft toll. Eine Gesellschaft von Matrosen trank und tanzte in einer Nacht in einer dem Gefängnis benachbarten Kneipe. Plötzlich schrie einer von ihnen: „Verdammt, ich will jetzt verheiratet werden, und ich will meine Tänzerin heiraten." — Das feuerte die übrigen an, und in wenigen Minuten wurden zwanzig Paare durch einen Fleet-Pfarrer getraut, der in einem zerlumpten Chorhemd steckte und ebenfalls stark betrunken war. Das Benehmen dieser Fleet-Pfarrer war unglaublich. Einige von ihnen wurden von den verschiedenen Tavernen gegen eine feste Entschädigung von 1 Pfund Sterling pro Woche angeworben unter der Bedingung, daß sie die Trauungen im Hause vornahmen und dafür sorgten, daß auch die darauf folgenden Freudenfeste im Hause stattfanden.

Zwischen den Pfarrern herrschte beständig Rivalität. Faustkämpfe zwischen ihnen auf offener Straße waren nichts Ungewöhnliches. Plakate trugen die Aufschrift: „Hier wird am billigsten getraut." Machten im allgemeinen die Geistlichen in ihrer Erscheinung einen üblen Eindruck, so gab es doch eine Ausnahme; das war der Reverend Dr. Gaynham, ein Mann mit schönen Gesichtszügen, der stets vornehm gekleidet und unter dem Namen „Der Bischof der Hölle" in ganz London bekannt war.

Das Feuerspiel

Der Vater ist schon früh am Morgen zur Arbeit gegangen und die Mutter ist auch nicht daheim. Vor einer Stunde ging sie fort und ihre Kinder sind allein zurückgeblieben, ein vierjähriger Bub und ein flachshaariges Dirndl, das seit einem halben Jahre die Kunst des Gehens versteht. Was kümmert die beiden die Abwesenheit der Mutter? Der Knabe ist sogar froh, daß er nun endlich einmal unbewacht ist. Dort auf dem Küchenherd steht die verbotene Streichholzschachtel. Mama hätte sie wirklich besser verstecken müssen!

Und das Kind ergötzt sich am Feuerspiel. Es zündet ein weißes Hölzchen mit rotem Kopf nach dem anderen an der braunen Reibfläche der bunten Schachtel an. Und jedesmal leuchten seine Augen, wenn die kleine Feuerflamme flackert und das Streichholz langsam verkohlt. Das Urselchen sitzt dabei und lacht und ruft dem großen Bruder zu, wenn das Holz verbrannt ist: „mehr! mehr! . . . mehr!" Sie kann sich gar nicht satt sehen.

Auf einmal schreit der Knabe auf, er hat sich die Finger verbrannt und wirft das flackernde Streichholz schnell fort. Aber, o Unglück, es fällt Schwesterchen aufs Kleid, welches im Nu Feuer fängt. Minuten des Schreckens, des Hilferufens und Schreiens. Der Knabe will die brennende Schwester retten, da fangen seine Kleider selbst Feuer. Niemand hört die Schmerzensschreie und nach wenigen Minuten ist alles still. Stickiger Qualm verhüllt grauenvolles Entsetzen. Doch das Feuer schwelt weiter. Zuerst brannten die Gardinen, dann der Tisch, der Schrank, die Stühle.

Das sahen die Nachbarn und alarmierten die Feuerwehr. Bevor sie an Ort und Stelle war, kehrte nichtsahnend die Mutter zurück. Die Menschenansammlung vor ihrem Hause ließ eine furchtbare Ahnung in ihr wach werden. Und richtig, da vernimmt sie auch schon die Unglücksbotschaft.

„Schnell, schnell, die Kinder!" das ist ihr erster Gedanke, und sie stürmt die Treppen hinauf, reißt die Zimmertüren auf und findet . . . Und sie hat dem Buben doch noch ein hübsches Spielzeug mitgebracht und der kleinen Ursel eine süße Tafel Schokolade.

Eltern! Mütter! denkt doch stets daran, daß ihr eure Kinder nie unbeaufsichtigt allein daheim lassen dürft, auch wenn ihr fest davon überzeugt seid, daß die Kleinen stets artig sind und keine Dummheiten machen. Ihr habt sicherlich von der Kindertragödie gelesen, die sich kürzlich in Berlin abgespielt hat. Die Eltern, die voll bitteren Herzeleids ein Kind zu Grabe trugen, glaubten auch, daß die zurückgebliebenen Sprößlinge artig sein würden. Sie waren es nicht. Sie spielten mit Streichhölzern und verbrannten. Und warum verbrannten sie? Weil sie unbeaufsichtigt waren und das treiben konnten, was ihnen gefiel. Nicht genug kann davor gewarnt werden, Kinder allein zu lassen; denn es ist eine grauenvolle Statistik, die von dem Feuerspiel spricht, dem jährlich viele, viele blühende Kinder zum Opfer fallen. Laßt euch dies eine Mahnung und Warnung zugleich sein!

Die Lebensregeln der Sechzehnjährigen

Gebrauche niemals Puder oder Schminke, trage nie Schuhe mit hohen Absätzen, schlafe innerhalb 24 Stunden 10 Stunden, trinke täglich einen Liter Milch und iß viel Hülsenfrüchte. Das sind die fünf Lebensregeln von Miß Inez Harden aus Drew im Staate Missouri, die aus einer Schönheitskonkurrenz als unbestrittene Siegerin hervorgegangen war und der eine Jury von zwölf sehr ehrenwerten und urteilsfähigen Männer bestätigte, daß sie dem weiblichen Schönheitsideal am nächsten komme. Und das will immerhin etwas heißen. Denn Miß Inez ist angeblich die Auserwählte aus einer Schar von 35 000 Konkurrentinnen, die alle glaubten, auf den Schönheitspreis Anspruch erheben zu können. Die Preisrichter müssen vor so viel Schönheit, die da plötzlich auf sie einstürmte, ganz verwirrt gewesen sein, und es war vielleicht nur ein Zufall, daß ihre Wahl schließlich auf Fräulein Inez fiel. Wahrscheinlich sind sämtliche 34 999 Mitbewerberinnen, die nicht preisgekrönt wurden, jetzt davon überzeugt, daß es sich nur um einen Zufall handelt. Vielleicht sind auch tatsächlich die Preisrichter „bestochen" worden, durch die Jugend von Fräulein Inez, denn die preisgekrönte Schönheit ist knapp 16 Jahre alt. Man kann mit 16 Jahren sehr schön sein, aber mit der Erfahrung pflegt es bei dem Alter denn doch bedenklich zu hapern, und deshalb ist auch auf die „Lebensregeln", die die Sechzehnjährige aufstellt, nicht viel zu geben. Fräulein Inez muß ein sehr solid veranlagtes Mädchen u. Drew eine sehr kleine und infolgedessen sehr solide und ruhige Stadt sein. Wenn Fräulein Inez in Newyork gelebt hätte, würden ihre Lebensregeln vielleicht eine etwas andere Nuance gehabt haben. Das Bezeichnende aber ist, daß diese Lebensregeln der Sechzehnjährigen von der gesamten amerikanischen Oeffentlichkeit wie eine Offenbarung aufgenommen wurden, und daß die amerikanischen Zeitungen sich in langen Betrachtungen darüber ergingen, weil es sich nicht um ein gleichgültiges sechzehnjähriges Mädchen handelt, sondern um eine Preisgekrönte.

L. M.

Die Frauenbewegung in China

Soziologisch betrachtet, waren in jüngster Vergangenheit die Aufstände in China ursprünglich nur eine Kette von Revolten gegen die patriarchalische Vormachtstellung des Vaters und die weitgehenden, bisweilen in Tyrannei ausartenden Rechte der Eltern überhaupt. Wie jede revolutionäre Bewegung wurde auch die chinesische eingeleitet durch gewaltsame Erhebungen sozialer Art, die dann erst später ins politische Fahrwasser gerieten. Als die Südarmee des Landes am 10. Oktober vorigen Jahres in Hupeh einzog, wurde sie von einer Massenabordnung chinesischer Frauen empfangen, die in einer ausführlichen Denkschrift die Befreiung von allen Jahrhunderte alten Banden forderten